

SEITENBLICK



Talfahrt

VON PETER HENKEL

Haben wir liberal gesinnten Männer das eigentlich gewollt, dass heutzutage Frauen in solcher Zahl den Bildschirm bevölkern? Christiansen, Illner, Gerster, Will, Ruge, Slomka, Fischer, de Maas, Stuhler, Schaustein – man(n) schaltet arglos die Glotze ein, und schon tummelt sich eine dieser Damen in der guten Stube.

Abgesehen von ganz wenigen weiblichen Ausnahmen, die sich aber vernünftigerweise auf das Verlesen von (natürlich durch Männer angefertigten) Nachrichten zu beschränken pflegten, war das früher anders, da war noch Verlass auf das Erscheinen herrlich kantiger Charakterköpfe, ob sie nun Köpcke, Voß, Lojewski, Casdorff, Ruge, Friedrichs, Nowotny, Wieben oder Brauner etc. gehörten. Wann, so unsere bange Frage, werden selbst Musterexemplare unerschrockener Qualitätsjournalisten wie Beckmann, Kerner, Wickert und Kleber von Frauen ersetzt sein, wann muss sogar der schöne Peter Kloepfel weichen? Hoffentlich machen sie wenigstens vor Jauch Halt.

Sandra Maischberger ist auch so eine okkupant e Person. Bis vor kurzem gab sie sich damit zufrieden, bei n-tv nachmittags unter weitgehendem Ausschluss einer breiteren Öffentlichkeit ungeliebte Politiker einzuvernehmen. Mittlerweile aber talkt sie auch abends im Ersten, quotenrätlich mit tatsächlichen und vermeintlichen Promis. Und hat diese Tage die Stirn zu erklären, dass sie „Jenseits des Tales“ nicht kennt, jenes bewegend alte deutsche Volks- und Fahrtenlied, von dem wir angenommen hatten, dass kein hierzulande gesund Heranwachsender an ihm vorbeikommt.

Wie gut, dass Heino unter ihren Gästen war, das Stimmwunder aus dem Westfälischen, mit der ebenso dunklen wie augenärztlich offenkundig überflüssigen Sonnenbrille, der, wenn er von sich selber spricht, nicht „ich“ sagt, sondern Heino. Heinos Karriere also fing vor 40 Jahren mit „Jenseits des Tales“ an, und, jetzt wissen wir's, kein deutschsprachiger Barde hat auch nur annähernd so viele Platten, CDs und so weiter verkauft.

Sensible Leser werden bemerken: Wir mögen Heino, wir mögen ihn sogar sehr. Nur zwei Mal an diesem erschreckenden Abend waren wir irritiert. Einmal, als der Inbegriff des unberechenbaren Liebhabers deutscher Gaue den Eindruck erweckte, er unterhalte einen Wohnsitz in Kitzbühel. Und dann als Frau Maischberger Annette Schavan, also auch wieder eine Frau, fragte, ob Heino zur deutschen Leitkultur zähle. Anstatt das, wie es sich gehört hätte, unmissverständlich zu bejahen, wich Baden-Württemberg Kultusministerin in sonderbar abstrakte Bemerkungen über irgendwelche Werte aus, die die hiesige Gesellschaft angeblich zusammenhalten. Wenn diese Schavan nun doch nicht Regierungschefin in Stuttgart wird, geschieht ihr das ganz recht, finden wir.

Die Fußball-Nationalmannschaft von 1974 mit Trikots aus Nino-Stoffen auf einer Werbeanzeige.



BILD: WERNER WESTDORP

Nach der Globalisierung

Nordhorn hat hinter sich, was Rüsselsheim und Wolfsburg noch bevorstehen könnte: den Untergang einer Industrie

VON MARKUS BRAUCK

Man muss schon ein bisschen in die Provinz fahren, um nachzusehen, wie Deutschland nach der Globalisierung aussehen könnte. Wie es sich anfühlt, das Leben nach den Jahren als Exportweltmeister von Arbeitsplätzen. Nordhorn ist da eine gute Adresse. Der Sturm des Wandels ist längst hindurchgefegt durch das Städtchen an der deutsch-niederländischen Grenze, in dem zu Glanzzeiten mehr als 1000 Menschen in den Textilfabriken arbeiteten, die heute nur noch eins sind: Industriedenkmal.

Man mag Textilindustrie langweilig finden und die Provinz öde. Doch wenn man nur für einen Augenblick den Gedanken zulässt, dass auch Rüsselsheim in ein paar Jahren zu einem Nordhorn werden könnte, auch Sindelfingen, oder, da sei Schröder vor, irgendwann auch Wolfsburg, dann spürt man, dieses Nordhorn hat eine Geschichte zu erzählen, die bald auf Tournee gehen könnte.

Man braucht gar nicht viel zu wissen, um die Geschichte zu verstehen. Doch ein paar Dinge müssen erklärt werden. Da ist zunächst einmal die Firma Nino. Sie steht in dieser Geschichte stellvertretend für die gesamte Branche, von der eine Stadt jahrzehntelang gelebt hat. Nino ist eine echte Wirtschaftswunderstory. Aus der Provinz heraus wuchs da ein Konzern heran, der die Welt mit Stoffen belieferte. Für den Karl Lagerfeld Entwürfe zauberte. Der noch in den 80er Jahren jedes Jahr so viel Stoff produzierte, dass man damit ein zwei Meter breites Band einmal um den Erdball schlingen konnte. Wer alt genug ist, wird sich an den Ninflex-Mantel erinnern, den Edeltrenchcoat der 70er, Vorläufer von Sympatex. Wem diese Marken nichts sagen, der kann sie auch gleich wieder vergessen, und der muss auch die Namen der anderen Firmen aus Nordhorn nicht mehr lernen. Rawe etwa, oder Povel. Diese Königreiche sind versunken.

Triumph der Technik

Heute laufen die Maschinen nur noch ab und an in der Museumsfabrik. Das ist nicht nur Nostalgie. Hier kann man am besten sehen, wie die Textilindustrie zum Paradies der Globalisierung wurde. Der frühere Webereileiter Gerhard Koch zeigt das an einer ziemlich revolutionären Maschine, die von heute auf morgen drei andere Maschinen in der Spinnerei ersetzt. Rotormaschine heißt sie. Was sie genau macht, ist nicht so wichtig, nur dass alles das, was früher das Wissen der Textilarbeiter erforderte, ab sofort ein elektronisches Hirn erledigt.

Triumph der Technik. Schmach für das Handwerk. „Wie die Maschine zu bedienen ist, kann ich jedem Menschen in vier Stunden beibringen“, sagt Koch. Facharbeiter sind nicht mehr nötig. Was man braucht, ist ein einziger Elektroniker für eine ganze Halle mit solchen Apparaten. Falls so eine Maschine mal ausfällt. Ansonsten kann das Ding an jedem Platz der Welt laufen.

Man darf diesen absurden Wettlauf der Technik, in dem sich der Fachmann irgendwan selbst überflüssig gemacht hat, nicht übersehen. In den 70er Jahren noch wollte Nino selbst von der Entwicklung profitieren. Genau die Arbeit, die heute die Rotormaschine erledigt, das Spinnen von Garnen, wurde in das damalige Billiglohndland Irland

verlagert. Kock war vor Ort. „Ein einziges Desaster“, sagt er. „Das waren Bauern, die mit dem Traktor zur Arbeit fuhren. Heraus kamen nur Verluste.“ Die Maschinen waren noch zu kompliziert. Erforderten zu viel Wissen. Kinderkrankheiten der Globalisierung.

Als die Maschinen fit genug waren, um überall in der Welt zu laufen, war kein Geld mehr da für die Expansion. Nun versuchte Nino wenigstens noch einen kurzfristigen Vorteil aus dem absehbaren Export von Arbeitsplätzen zu schlagen. Gegen gute Bezahlung halfen Nino-Fachleute Firmen aus Osteuropa und Südostasien, ihre Fabriken rasch auf den neuesten Stand der Technik zu bringen. Dass die Nordhorer auf diese Weise am Baum woffaden rissen, an dem sie selbst hingen, war ihnen bewusst. Doch sie wussten keinen anderen Ausweg. Die Globalisierung in ihrem Lauf hält weder Ochs noch Esel auf.

Wunderland ist abgebrannt

Nun ist es abgebrannt, das Wunderland. Ersatzlos gestrichen. Zwar gibt es in Nordhorn einen ganz ordentlich aufgestellten Mittelstand und profitiert die Stadt von der Nähe zur holländischen Grenze, doch die Hoffnung, irgendwann einmal wieder Hochburg einer Branche zu sein, haben die Nordhorer längst aufgegeben. Früher, da nannte sich der Ort stolz „Textilstadt im Grünen“. Doch mittlerweile wuchert das Grün auch dort, wo früher produziert wurde.

„Klein-Amerika“, den Namen hatte sich Nordhorn auch mal zugelegt, als die Stadt Gastarbeiter anzog und viele kamen, um ihr Glück zu machen. Doch heute liegt die Arbeitslosenquote in der Stadt bei mehr als 13 Prozent und auch Nordhorer sprechen diese Tellerwäscher-wird-Millionär-Anmaßung nur noch gallig aus. Sie haben ihre Lektion gelernt. Und die heißt schlicht und einfach: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.

Niemand weiß das so gut wie Ralf Hilmes, der im Rathaus für Wirtschaftsförderung zuständig ist. Natürlich ist er immer für Ansiedlungen von neuen Firmen zu gewinnen, verscherbelt er Gewerbegebiete zum Preis von zehn Euro pro Quadratmeter und kann er auch wunderbar alle Standortvorteile so herunterbeten, dass man beinahe dran glaubt. Nahe Autobahn. Niedrige Löhne. Jede Menge Platz. Doch so etwas gibt es überall im Land, und warum sollte es jemanden ausgerechnet nach Nordhorn ziehen?

Hilmes hat anderes vor mit der Stadt, und das hängt auch damit zusammen, dass diese Geschichte, die heute in Nordhorn spielt, bald auch anderswo zu sehen sein wird. „Die Menschen werden in den nächsten Jahren mit weniger Geld auskommen müssen“, sagt Hilmes. „Das wird sich auch beim Urlaub bemerkbar machen.“ Und wenn Nordhorn schon industriell nicht mehr viel zu bieten hat, ruhig ist es hier immer, verdammt ruhig, die Luft ist sauber und Grün, wie gesagt, gibt es mehr, als einem Wirtschaftsförderer lieb sein kann.

Nordhorn ist aber auch billig, eine der Städte mit den niedrigsten Lebenshaltungskosten in Westdeutschland. Das alles zusammengekommen, sagt Hilmes, seien das ideale Voraussetzungen für einen Tourismus, der die Leute anspricht, die sparen müssen. Einen Versuchsbau hat er schon einmal gestartet. An einem See in der Innenstadt hat die Stadt einen Campingplatz gebaut. „Der ist im Sommer immer voll. Die Leute kommen zwei, drei Tage, füllen hier ihre Vorräte auf und ziehen weiter.“ Auch so kommt Geld in die Stadt.

Publikumsmagnet Museumsfabrik

Billig und ruhig und grün allein, das reicht auf Dauer aber nicht aus. So kommt auf verschlungener Weise wieder die Textilindustrie ins Spiel. Überall in der Stadt stehen imposante Fabrikgebäude, stolze Wahrzeichen einer Industrie, die sich ewig wählte. Dies Erbe sollte die Stadt nutzen, um auch kulturell ihren Besuchern etwas zu bieten, sagt, nicht ganz uneigennützig, der Leiter des Stadtmuseums, Werner Straukamp. Vielleicht ist es nicht jedermanns Sache, sich in der Museumsfabrik von Gerhard Koch erklären zu lassen, wie aus fusselfiger Baumwolle ein fester Zwirn wird, aber Textil bedeutet auch Mode, und das könnte doch ein Publikumsmagnet werden.

Straukamp hat eine ganze Menge kleiner Schätze zu bieten. Zeichnungen von Lagerfeld. Modefotos von Helmut Newton. Die deutsche Nationalmannschaft, eingekleidet in Nino-Stoff. Immerhin drei Jahrzehnte deutscher Mode wurden auch

in Nordhorn mitbestimmt. Und manches sieht, wie die Mode nun mal ist, dem neuesten Schrei von H&M verflucht ähnlich.

Du hast keine Zukunft, also nutze die Vergangenheit, dahin scheint die Reise in Nordhorn zu gehen. Ganz früher war die Stadt ein wichtiger Knotenpunkt der Binnenschiffahrt. In den 70er Jahren wurden die Kanäle teilweise einfach zugeschüttet, weil da der Bau von Umgehungsstraßen wichtiger war. Jetzt feuert die Lokalpresse die Stadt an, die Wasserstraßen wieder freizulegen, um Wassersportler anzulocken. Das ganze läuft, von dieser Vergleichsmöglichkeit ist die Stadt nicht abzuhängen, unter dem Titel „Klein-Venedig“. Hilmes gerät bei dieser Vision geradezu ins Schwärmen, was bei den norddeutsch-drögen Nordhornern selten geschieht. Er will es auch nicht klein haben, sondern eher groß. „Wasserstadt Nordhorn“, sagt er, „damit hätte man dann auch wieder etwas, womit man für den Standort werben könnte.“

Acht Jahre ist es her, dass die größte Firma am Ort, der besagte Textilriese Nino, die Produktion endgültig dicht machte. Doch bis zur Wasserstadt ist es noch ein weiter Weg. Nicht nur müssten Brücken neu gebaut werden, vor allem ist die Stadt immer noch dabei, mit dem Erbe der Textilindustrie fertig zu werden, einem zum Teil auch schmutzigen Erbe. Die Böden, auf denen die Fabriken standen, sind verseucht, voller Gift, das auch schon mal ins Grundwasser sickern kann. Zurzeit steht ein große Sanierungsprojekt an.

Bakterien reinigen Industriebrachen

Doch hat Nordhorn mittlerweile Erfahrung mit solchen Dingen, und auch das ist auf kuriose Art zu einem Markenzeichen des Standorts geworden. Nach der ersten Pleite einer der großen Textilfabriken wurde die Stadt quasi über Nacht in ein Vorreitertolle katapuliert, was die Beseitigung von solchen Industrieschäden angeht. Statt die verseuchte Erde abzutragen und in einer Deponie sich selbst zu überlassen, ließ die Stadt ein großes Areal biologisch reinigen. Bakterien fraßen sich jahrelang durchs vergiftete Erdreich, Schicht um Schicht wurde abgetragen, umgeladert und wieder eingefüllt. Ein langwieriger Prozess, der sich für die Stadt aber bezahlt gemacht hat. Unter Fachleuten ist Nordhorn dadurch zum Begriff und zu einem Wallfahrtsort geworden. Der Umwelterater des damaligen US-Vizepräsidenten Al Gore war schon vor Ort und zeigte sich begeistert. Auch das ist, da die Zeiten nach der Globalisierung langsam anbrechen, eine Zukunftsbotschaft.

In solchen Momenten, in denen nicht von der verflissenen Herrlichkeit die Rede ist, sondern von der Zukunft, zeigen die Nordhorer auch wieder Stolz auf ihre Geschichte. Immerhin war es ja auch ein Nordhorer, Bernhard Niehues, der die Erfolgsgeschichte von Nino durch ein ziemlich guten Einfall begründete. Er machte seine Stoffe zu einer Marke, als noch nicht so viel über Markenstrategie geredet wurde, indem er die Modefirmen dazu brachte, in ihre Hosen, Hemden, Mantel das Nino-Zeichen einzunähen. Dafür bezahlte er aufwändige Werbekampagnen und beteiligte sich an den Kosten der Modenkollektionen. Im Grunde war es genau, das, was Intel heute bei Computerchips so erfolgreich macht, das Nino-Inside-Prinzip. Niehues war ein Chef, der in der Betriebszeitung auch gern mal klotzte. „Wir sind ein Weltunternehmen. Die größten Leute in Amerika haben mich und meine Herren empfangen.“ In Nordhorn nennt man das Jahrzehnt zwischen 1955 und 1965 noch heute „die Zeit des Feudalismus“.

Jedenfalls von oben gesehen. Von unten sah anders aus. Johann Beernink hat mehr als 40 Jahre bei Nino gearbeitet. Seine Rente liegt bei 1000 Euro. Er hat einen kleinen Nebenjob als Gärtner und das Reihenhaus, in dem er wohnt, gehört ihm und seiner Frau. Auch das ist noch eine Wohltat aus der großen Zeit der Textiler. Hunderte von Werkwohnungen ließ Nino bauen, um seine Leute bei der Stange zu halten. Ein ganzer Stadtteil ist so entstanden. Auch Beernink hatte mal mit dem Gedanken gespielt, woanders zu arbeiten, blieb dann aber wegen der Familie in Nordhorn. Doch den Dialog mit dem Geschäftsführer der anderen Firma hat er bis heute nicht vergessen. „Wo arbeiten Sie denn jetzt?“ „Bei Nino.“ „Wann wollen Sie anfangen?“ Da huscht durch sein Gesicht der Stolz darauf, bei einer Weltfirma gearbeitet zu haben. Damals, in den 60ern und 70ern, als alle Welt den „Ninflex“-Mantel kannte.

Doch das ist lange her. Irgendwann ging es nur noch bergab. „So wie es heute bei Karstadt und Opel zugeht, ging es auch bei uns zu, und trotzdem dachte niemand, dass irgendwann wirklich Schluss sein wird.“ Als Beernink Rentner wurde, sagt er, „war ich heilfroh, aus diesem Rummladen rauszukommen.“ Er packte seine Sachen, gab den Werkzeugkoffer ab und betrat die Fabrik kein einziges Mal mehr. Ein paar Jahre später brach alles zusammen.

15 Mark pro Stunde im Akkord

Je länger man sich mit Johann Beernink unterhält, desto drängender wird die Frage, ob Bescheidenheit überhaupt ein Mittel ist, mit dem man sich gegen die Globalisierung stemmen kann. Beernink hat nie viel verlangt vom Leben, wollte nur ein Auskommen für sich, seine Frau, seinen Sohn und seine behinderte Tochter. VW-Löhne hat er nie bekommen. Im Gegenteil. Als der Cabrio-Bauer Karmann in den 70er Jahren ein Werk in Nordhorn bauen wollte, setzten die Herren der Textilriesen alle Hebel in Bewegung, um das zu verhindern. Ein Metallbetrieb in der Nachbarschaft hätte die Niedriglohnregion durcheinander gewirbelt.

1989, sagt Beernink, als die Globalisierung so richtig an Fahrt aufnehmen konnte und als Beernink in den Zeitungen auftauchte, verdiente ein Weber im Akkord 15 Mark pro Stunde. Übertraf er die Vorgaben, konnte er auf 16,80 Mark kom-

TEXTILSTADT NORDHORN

Die 53000-Einwohner-Stadt Nordhorn liegt direkt an der deutsch-niederländischen Grenze. Um 1900 noch ein Landstädtchen mit 3000 Seelen, wuchs Nordhorn mit der blühenden Textilindustrie. Mitte der 50er Jahre arbeiteten 11500 Menschen in der Textilindustrie, rund 80 Prozent aller industriell beschäftigten Nordhorer. Die niedersächsische Stadt hing am

Baumwollfaden. Mitte der 90er lief das Flaggsschiff der Nordhorer Textilindustrie, die Firma Nino, auf Grund. Im Jahr 2002 stellten die letzten Nordhorer Textiler die Maschinen ab. Die Wunden dieses Niedergangs sind längst nicht verheilt. Wofür steht Nordhorn noch, seitdem der Glanz der Modewelt nicht mehr bis in diese Stadt strahlt? mb

men. Beerninks Spitzenlohn zu der Zeit, als er Maschineneinrichter wurde und eine Zulage für Schwerarbeit kassierte, war 18,50 Mark.

Globalisierung, das Wort kam in Nordhorn, wohin neue Worte ohnehin etwas langsamer dringen, erst auf, als alles schon vorbei war. Damals, sagt Stadtmuseumsleiter Werner Straukamp, hieß das „Neue internationale Arbeitsteilung“, und wurde in der Hauptsache als Problem der Arbeitsbedingungen in den Billiglohndländern diskutiert. Angst vor Arbeitsplatzexport war selten.

Doch auch in Nordhorn gab es Hinweise. Straukamp kramt eine Exemplar der Betriebszeitung *Nino-Bote* aus dem Jahr 1959 hervor. „Der englischen Zeitschrift, 'The Textile Weekly' entnehmen wir folgenden Beitrag, der die Verhältnisse der Hongkonger Textilindustrie schildert und für uns nicht uninteressant sein dürfte“, heißt es da. Der Tageslohn von umgerechnet drei D-Mark wird genannt.

Fett gedruckt im Text steht „84-Stunden-Woche“ und „Frauen in 12-Stunden-Schichten“. War das ein Fingerzeig? Vermutlich ging es wohl eher darum, den Arbeitern zu sagen, seht her, wie gut es euch geht“, meint Straukamp. Bedroht von Hongkong fühlte sich damals niemand.

Einmal noch, kurz nach der Pleite des letzten Riesen, zerrte die Stadt einen dicken Fisch an Land. Die Citibank zog mit ihrem Callcenter in ein leer stehendes Verwaltungshochhaus. Doch nach sieben Jahren strukturierte der Bankkonzern um. Nordhorn ging leer aus. „Konzernfilialen sind tickende Zeitbomben“, sagt daher Wirtschaftsförderer Hilmes. „Irgendwer macht in irgendeiner Zentrale einen Strich und plötzlich hat man hier auf einen Schlag 500 Arbeitsplätze weniger.“ Die eigenen Weltkonzerne sind eingegangen, die Filiale des fremden ist weg.

Nordhorn ist zurückgefallen in die Provinz. Das ist die schlechte Nachricht. Die gute ist, dass es Nordhorn immer noch gibt. Es blüht nicht wie früher, aber von Verdorren kann auch keine Rede sein. Die Menschen wandern nicht in Scharen ab, die Bevölkerungsstatistik weist sogar ein kleines Plus aus. Das Städtchen hat früher als andere unter der Globalisierung gelitten, nun kann es auch früher als andere beginnen, mit den Folgen fertig zu werden.

Einmal Textil-Imperium, heute Industriebrache: Das Areal der Nino-Fabrik in Nordhorn. Viel Boden ist durch die Rückstände der Textilindustrie belastet. Ein Teil des Geländes wurde mit Bakterien biologisch entgiftet.